

„Das Schlimmste ist möglich, auch bei uns“

„Im Käfig der Angst“ heißt das Buch von Ille Ochs. Darin berichtet sie vom Missbrauch durch ihren Vater und von den vielen Jahren, die vergehen mussten, bevor sie den Käfig verlassen konnte. Hanna Schott hat sie dazu befragt.

In Ihrem Buch schildern Sie Ihren Lebensweg – vom vermeintlich behüteten Kind, das im Raum einer Freien evangelischen Gemeinde in Wuppertal aufwächst, und zwar buchstäblich, nämlich in den Räumen dieser Gemeinde, bis zu der Erkenntnis, dass Sie genau in diesem Raum, der eine schützende Burg gegen „die Welt da draußen“ sein sollte, sexuell missbraucht wurden – von Ihrem eigenen Vater, einer Lichtgestalt dieser Gemeinde.

Wie kommt es, dass Sie dieses Buch gerade jetzt, im Alter von mehr als sechzig Jahren, geschrieben haben?

Schon vor etwa zehn Jahren hatte ich den Impuls, dieses Buch zu schreiben. Ich habe damals auch mit dem Schreiben begonnen, spürte aber eine innere Blockade. Es war nicht so sehr die Angst, mit dem Missbrauch an die Öffentlichkeit zu gehen; das hatte ich schon auf der Beerdigung meines Vaters getan. Ich war wohl eher noch zu sehr im Prozess der Aufarbeitung und der Reflektion gefangen. Dass mein Bruder als ehemaliger Präses unseres Gemeindebundes in seiner Autobiografie den Missbrauch erwähnte, hat

für mich die Tür geöffnet. Vor allem die ganz unterschiedlichen Reaktionen auf den Bericht meines Bruders – von Betroffenheit bis hin zu völligem Unverständnis – haben mich ermutigt, diese Sache in Angriff zu nehmen. Vor zehn Jahren wäre es ein völlig anderes Buch geworden; ich hätte viele Zusammenhänge nicht gesehen bzw. noch gar nicht gekannt.

Glauben Sie, dass das Milieu, in dem Sie aufwuchsen, den Missbrauch begünstigte?

Ja, unbedingt. Es war ja eine vermeintlich heile Welt, „wir hatten uns alle lieb.“ Das galt für uns als Familie, aber auch für die Gemeinde, in der wir lebten und mit der unser ganzes Leben verwoben war. In dieser Gemeinschaft herrschte eine unglaubliche Nähe. Man duzte sich, die Kinder sprachen die Erwachsenen fast ausschließlich mit „Tante“ oder „Onkel“ an. „Einer trage des anderen Last“ – deshalb sprach man selbstverständlich in das Leben der anderen hinein, immer um schnelle und einfache Lösungen bemüht. Probleme wurden nicht selten einfach „weggebettet“, zumindest wurde es versucht.

Klappte es nicht, waren Schuldgefühle vorprogrammiert. Wir lebten zwar aus Gnade und Erlösung, gleichzeitig galt aber der hohe Anspruch, nun auch ein geheiligtes Leben zu führen. Die große Gefahr dabei: „Es kann nicht sein, was nicht sein darf!“ Daraus folgte nur allzu leicht ein „So tun, als ob“. Es nährte eine Kultur des Schweigens. Das wiederum schaffte einen Nährboden für Missbrauch jeglicher Art.

Es gab also Dinge, die undenkbar und unsagbar waren ...

Ja, es war zum Beispiel undenkbar, eine Autoritätsperson in Frage zu stellen. Das war in den Fünfziger-, Sechzigerjahren natürlich auch gesellschaftlich noch recht ausgeprägt. Lehrer waren unantastbar. Erst recht galt dies für Leiter und Verantwortungspersonen in christlichen Gemeinden. Sie waren ja von Gott berufen. Zu denken oder gar auszusprechen, dass ein solcher von Gott berufener Leiter etwas derart Schlimmes und Abartiges tut, wie ein Kind sexuell zu missbrauchen, wäre einer böartigen Verleumdung gleichgekommen.

Es gab aber auch noch andere Tabus. Sätze, die heute ganz selbstverständ-

lich sind, wie „Ich fühle mich nicht wohl dabei“, oder „Ich möchte das nicht“, „Mir geht es nicht gut damit“, waren nicht denkbar. Als ich geboren wurde, war der Krieg gerade mal sieben Jahre her. Ich erinnere mich, dass es nicht wenige sehr verhärtete Frauen und Männer gab, die mir Angst machten. Sie hatten sich durchschlagen müssen. Vieles von dem, was sie erlebt hatten, wurde niemals auch nur angesprochen geschweige denn aufgearbeitet. Sehr sensible Menschen wurden schnell mit Sätzen abgespeist, wie „Stell dich nicht so an!“, „Augen zu und durch!“ Auch Traurigkeit war nicht erwünscht und eher peinlich. Wie oft sagte mir mein Vater: „Nun sei mal wieder fröhlich!“

Wodurch wurden diese Denk- und Sprechverbote dann schließlich doch aufgehoben?

Autoritätspersonen stehen heute nicht mehr unantastbar auf einem Sockel. Sie werden hinterfragt und kritisiert. Das Klima hat sich diesbezüglich sowohl in unserer Gesellschaft als auch innerhalb christlicher Gemeinden verändert. So manche Lichtgestalt des öffentlichen Lebens wurde enttarnt und als Vorbild gestürzt. Es begann mit der Aufdeckung der Missbrauchsfälle in der katholischen Kirche, dann in der Odenwaldschule. Jetzt wissen wir: Das Schlimmste ist möglich, auch bei uns.

Könnte eine Geschichte wie die Ihre auch heute noch passieren?

Leider ja, sie kann immer und überall passieren. Auch wenn sexueller Missbrauch inzwischen vielerorts thematisiert wird und wie innerhalb unseres Gemeindebundes über Prävention und den Umgang mit Opfern und Tätern gesprochen und beraten wird, es eine gute, schriftliche Handreichung zum Thema und eine offizielle Anlaufstelle für Missbrauchsoffer gibt – im Einzelfall entscheidet die Familie bzw. die einzelne Gemeinde vor Ort, wie sie damit umgeht. Ich befürchte, dass es weiterhin zur Vertuschung kommt. Da gibt es diesen einen Satz, der nicht ausstirbt: „Ja, so etwas passiert – aber doch nicht bei uns!“ Ich befürchte, dass der Ruf einer Gemeinde im Einzelfall immer noch Vorrang vor dem Schutz des Kindes bekommt.

Beim Lesen Ihrer Biografie habe ich als Leserin über lange Strecken mitgelitten. Da ist ein Kind, das mit gehörigem Abstand nach drei älteren Geschwistern geboren wird. Ein „Nachzügler“, dessen Mutter von Anfang an offenbar physisch wie psychisch mit dieser zusätzlichen Aufgabe überfordert ist. Der Vater überspielt seine pädophilen Neigungen mit einer Mischung aus „everybody's darling“ und Kinderevangelist – und schafft sich durch Letzteres Gelegenheit, diesen Neigungen immer wieder nachzugeben. Sie selbst sind ein unglückliches Kind, das nicht weiß, warum es so anders ist als seine Geschwister. Sehr früh haben Sie mit psychosomatischen Leiden zu kämpfen, Sie brechen die Schule ab, dann eine Ausbildung, Sie entwickeln Ängste, Fluchtstrategien, Panikattacken ... Heute sind Sie selbst Therapeutin. Das ging mir im Buch, ehrlich gesagt, etwas zu schnell. Wie kam es zum Wandel?

Vielleicht ist es zunächst wichtig zu betonen, dass mein Leben und die Aufarbeitung meiner Vergangenheit nicht als Modell gedacht sind, sondern dass es sich hierbei um meine ganz individuelle Geschichte der Aufarbeitung handelt.

Der Wandel bzw. die Kehrtwende in meinem Leben kam eindeutig mit dem Ja zum Missbrauch durch meinen Vater. Ich hatte ihn bis dahin immer in Schutz genommen. Mein Vater doch nicht! Er war doch so gut, von Gott geliebt, von Menschen geachtet. Die Schuld musste bei mir liegen. Es dauerte Jahrzehnte, bis ich die Schuld an ihn zurückgab, den Schuldigen für schuldig erklärte und mich endlich mir selbst ohne Vorbehalte zuwenden konnte. Erst dann konnte ich entdecken, dass es durchaus gesunde Anteile in mir gab, dass mein Lebenskampf, den ich bisher als falsch und unnormal gedeutet hatte, eine Ursache hatte, die außerhalb von mir selbst lag. Ich war nicht nur geflüchtet, sondern hatte mich auch Herausforderungen gestellt. Diese positive, wohlwollende Sicht auf mein Leben, veränderte alles.

Ein zusätzlicher, ganz wichtiger Schritt war es, auf der Beerdigung meines Va-

ters den Missbrauch anzusprechen, meine Sprachlosigkeit, unter der ich bis dahin so sehr gelitten hatte, zu überwinden und damit auch der Sprachlosigkeit der anderen Opfer entgegenzuwirken. Parallel zu meinen Aus- und Fortbildungen, die ich bei der Zukunftswerkstatt (Institut für Kreative Leibtherapie, Neukirchen-Vluyn) absolvierte, machte ich auch eine tiefenpsychologisch fundierte Einzeltherapie, die ich im April 2010 abschloss. Beim Schreiben meines Buchs fasste ich den Entschluss, die Inhalte meiner therapeutischen Einzelsitzungen nicht preiszugeben. Sie gehören in einen geschützten Raum, und dort sollen sie bleiben.

Ich möchte betonen, dass mein Prozess der Heilung aus unendlich vielen Einzelteilen bestand. Ein großes Puzzle aus Therapie, Seelsorge, zwischenmenschlichen Begegnungen ... und nicht zuletzt meinen Fortbildungen, die sehr viel Selbsterfahrung beinhalteten. Ich lernte zu sehen, dass Gott anders ist, als ich dachte, dass er anders mit Menschen umgeht – und auch, dass ich Gott anklagen kann, meine Wut herauslassen. Das war ein langer Weg und ist es immer noch. Die körperlichen Symptome wie die Panikattacken wurden auf diesem Weg immer weniger und hörten irgendwann ganz auf. Auch heute noch ist es für mich eine Herausforderung, meine Grenzen wahr- und ernstzunehmen und mich nicht zu überfordern oder in alte Muster der Anpassung zu verfallen. In diesem Prozess werde ich wohl ein Leben lang bleiben.



Ille Ochs: Im Käfig der Angst, SCM Hänssler, 256 S., € 16,95/ CHF 25,50

Ille Ochs, geboren 1954, ist Krankenschwester, Tanz- und Bewegungstherapeutin und Supervisorin. Sie lebt in Kierspe im Sauerland.

Hanna Schott ist Redaktionsleiterin von P&S.